

EINLEITUNG

Thomas Koebner

Dass es ein fragwürdig Ding um das gute Herz des weißen Mannes ist, ach, das haben die Rothäute bald einsehen müssen. Aber auch die Weißen haben darum gewusst. Und manchmal haben sich diese Weißen an ihr schwarzes Herz geschlagen und laut Buße getan in einem symbolischen Akt. Geändert haben sie sich nicht. Indes, sie haben geweint.¹

Ernst Beutler

*This land is my land, this land is your land (...)
This land was made for you and me.²*

Woody Guthrie

Indianer vor der Kamera: das bedeutet, Bilder einer Kultur einzufangen, die, nachdem die Weißen ihr begegneten, erfahren musste, dass sie im Wege war. Erst allmählich, tröpfchenweise, etwa seit Leslie Fiedlers berühmtem und polemischem Buch *Return of the Vanishing American* (1968), setzte sich in der amerikanischen Forschung die Erkenntnis durch, dass ein Genozid, ein Völkermord mit konstitutiv für den Aufbau der USA gewesen ist: die Dezimierung der indianischen Stämme in einer Art Kriegszustand, der dadurch gerechtfertigt wurde, dass man dem imperialistischen Denken des 19. Jahrhunderts entsprechend behauptete, es sei das offenkundige Schicksal (»the manifest destiny«), den einst europäischen Aussiedlern und Kolonisatoren das Recht einzuräumen, angeblich unberührtes Land in Besitz zu nehmen. Dass in dem »promised land« schon Menschen lebten, führte selten zur Einsicht, man könne eine friedliche Koexistenz mit den Einheimischen wagen. Die im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte Praxis des Reservatsystems hatte keinen anderen Sinn, als die Überlebenden einst freischweifender Menschen so einzupferchen und dem Zustand kläglicher Unmündigkeit auszusetzen, dass ihnen als Ausweg tatsächlich nichts anderes blieb als die eigene Identität unter elenden Umständen verkümmern zu lassen oder Amerikaner zu werden, so fremd und abstoßend auch Indianern die raubkapitalistische Mentalität unter christlichem Mantel erscheinen mochte. Das 19. Jahrhundert schwelgte in Untergangs- und Vernichtungsfantasien, die sich gleichzeitig mit dem Ehrgeiz der Nationen verbanden, die Konkurrenten in einem

unerbittlichen Wettstreit auszusteichen, um die Oberherrschaft über die anderen zu erringen – als sei dies ein gottgewollter Kampf ums Dasein. Die triumphierende Macht, die mit ihrem Ausbreitungsstreben die Existenz anderer Völker mit Füßen trat, brauchte nach dieser Herrschaftslogik bei ihren Massakern an Unterlegenen kein schlechtes Gewissen zu empfinden. Dass es, bei solch aggressivem Verhalten, unter höherem Aspekt betrachtet, vielleicht doch nicht legitim zugegangen sei, dringt unter Umständen erst späteren Generationen ins Bewusstsein. Diese kurze theoretische Überlegung passt auf den Befund der vorwiegend kriminellen Indianerpolitik, die die USA vielfach im 19. Jahrhundert betrieben haben: Verdrängung der Stämme, bis sie nur noch auf kleinen Landstrichen ein eher schlechtes als rechtes Auskommen fanden, denn eben diese Landstriche waren den neuen Siedlern nicht gut genug.

Der Hinweis, dass die Indianerstämme selbst untereinander Konflikte mit der Waffe austrugen, kann nur auf den ersten Blick rechtfertigen, dass man gegen sie insgesamt Strategien der Ausrottung ins Werk setzt. Weshalb sollten Indianer von den »Mysterien« der Feindschaft zwischen Nachbarn ausgenommen sein? Im Übrigen gab es nicht selten Streit um Vorteile beim Tauschhandel mit den Kolonisatoren – die Begehrlichkeit des weißen Marktes hatte fatale Folgen für die indianische Selbstbestimmung. Sensationsgierige Nachrede und zeitgenössische Zeitungen haben oft genug das Schreckbild des blutrünstigen Indianers verstärkt, dabei ist in Vergessenheit geraten, dass zum Beispiel die durchaus entsetzliche Methode des Skalpierens angeblich von den Spaniern in Amerika eingeführt und später auch von Weißen fleißig geübt worden ist. Zugegeben: Die romantische Modellierung des oder der edlen Wilden konnte vielleicht in literarischen Zirkeln, aber nicht in den Ängsten der Siedler Platz finden.

In der Tat war es eine merkwürdig fremde Kultur, die den Puritanern aus England begegnete, wie zuvor den Spaniern im Gefolge des Christoph Kolumbus: Allein die Nacktheit der Indianer, die natürlich bei den in rauen Klimaten wohnenden Stämmen nicht so verbreitet war wie auf vielen Illustrationen, provozierte die abendländisch-christlichen Vorschriften strenger Körperkontrolle und schamhafter Bedeckung, noch mehr die den Indianern wiederholt zugeschriebene sexuelle Freizügigkeit. Der Mangel an ausgeprägtem Arbeitsethos, ob unterstellt oder zutreffend, musste in gleicher Weise als beinahe höhnische Abkehr oder Negierung des weißen Leistungswillens erscheinen. Die Vorstellung vom »untüchtigen Indianer« hat nicht zuletzt dazu geführt, in erprobter Weise Schwarzafrikaner nach Amerika zu verschiffen, damit sie auf den Baumwollfeldern und in den Häusern Dienst verrichten. Die ideologische Aufhebung der Sklaverei, er-

reicht durch den Bürgerkrieg, in dem sich die Nordstaaten gegen die Südstaaten durchsetzten, und die reale Aufhebung, die sich erst schrittweise durchsetzte gegen das bald etablierte Apartheid-System auch in den USA, mag ein Vorbild für die wenigen verbliebenen Indianer gewesen sein, die im Vergleich zur »levée en masse« der Schwarzafrikaner erst Jahre später die Öffentlichkeit der Vereinigten Staaten aufrüttelten, etwa durch ihren »Trail of Broken Treaties« (1972) oder ein Jahr später durch die Besetzung der Gegend von Wounded Knee, einem Ort, an dem die Indianer eine endgültige schwere Niederlage im Jahr 1890 erlitten.

Spätestens im 19. Jahrhundert kam es, gegenläufig zur politisch und militärisch mit allen Kräften angestrebten Vernichtung der Indianer, zu einer ausgeprägten Sympathie mit den Verlierern. Das mag generell mit der Dramaturgie der Tragödie zu tun haben, in der das besondere Interesse den aufrecht scheiternden Helden gilt, in der zudem seit Aischylos (und seinem Drama *Die Perser*) auch der Perspektivenwechsel erforderlich ist, sodass man auf der Bühne nicht nur die Griechen zu Wort kommen lässt, die den Krieg mit den Persern gewonnen haben, sondern auch die Not der besiegten Perser – weil außer Frage steht, dass diese nicht nur mordlüsterne Barbaren seien, sondern auch Menschen. Im Traum der Königin Atossa erscheinen die Gegner sogar als Schwestern.

Zum europäischen Wunschbild vom Indianer trägt aber noch anderes bei: Die Faszination des einfachen Lebens in einer freien und großen Natur, in einem schier unendlichen Raum oder im unergründlichen Urwald, die Verkürzung der komplexen Existenz auf das einfache Leben, das ungebundene Umherstreifen, ohne an Grenzschränken zu stoßen oder die Gitter sozialer Kommunikation, sowohl die mögliche entfesselte Bewegung als auch die Geborgenheit im überschaubaren Umfeld eines Stammes, dem Dunstkreis eines Dorfes haben zusammen die archaisierende Idylle geschaffen. Vielleicht kommt auch der auffällige Kleiderwechsel hinzu: das Hinausspringen aus dem einengenden Futteral, körperlich und seelisch gemeint, das die jeweilige Mode im Dienst der Triebunterdrückung den Individuen aufzwingt. Schließlich wird das allgemeine »Unbehagen in der Kultur« (Sigmund Freud) solch transzendierende Fantasien befördert haben.

Wenn man *über* die Indianer spricht, verlangt das kulturellrelativistische Gerechtigkeitsdenken, die Indianer selbst *von sich* sprechen zu lassen. Diese Forderung ist in entwicklungspolitischen Dokumentationen aus sogenannten Drittweltländern seit Jahren zur Regel geworden. Doch lässt sich das Problem der Verständigung beim Zusammenprall höchst unterschiedlicher Kulturen nicht einfach lösen. In welcher Sprache wird gesprochen,

die beide Parteien in gleicher Weise beherrschen und verstehen? Stam-
meln die einen, so kann ihnen dies als Zeichen ihrer Inferiorität oder
Arroganz ausgelegt werden. Es braucht also zuverlässige Dolmetscher.
Damit Menschen diese Qualifikation erwerben, werden sie eine Zeit lang
wohl Grenzgänger gewesen sein müssen, vermutlich auch Außenseiter in
ihrer ursprünglichen »Heimatgesellschaft«. Das »Going Native« dieser
Grenzgänger bringt sie oft dazu, ihrer alten Welt den Rücken zuzukehren
(für immer?), es verlangt den manchmal tief greifenden Wechsel in die
Neue Welt, etwa das konsequente Zusammenleben mit den einst »ande-
ren« – bisweilen erleichtert durch ein allen Menschen zuteilgewordenes
Erbe: geschlechtliches Begehren und den Ritus der Hochzeit mit einer
Indianerin. Aber die vorerst wenige Personen umgreifende Versöhnung
zwischen den Kulturen im Zeichen der Liebe bleibt, folgt man den »mas-
ter narratives«, äußerst labil und findet gewöhnlich mit dem Tod der Frau
ein Ende. In dieser Warnung vor extrem exogamen Bindungen prägt sich
nicht zuletzt die auf Besitzstand achtende patriarchalische Sichtweise aus.
Man denke an die Pocahontas-Legende: Die Häuptlingstochter Pocahon-
tas verfällt dem jungen Engländer Smith, erhört nach der (falschen) Nach-
richt von dessen Tod einen anderen Mann, folgt ihm nach England und
stirbt bald nach der Geburt ihres Kindes. Auch die Inkle- und Yariko-Affäre
verheißt der schönen Wilden keine glückliche Zukunft: Der Engländer
Inkle erleidet Schiffbruch, die Indianerin Yariko pflegt ihn gesund und
schützt ihn vor den eigenen Landsleuten; in Liebe begleitet sie Inkle, der
sie später auf dem Sklavenmarkt verkauft.

Natürlich handelt es sich bei der großen Mehrheit der Filme über India-
ner – ob sie in Hollywood oder Kanada, in West- oder Ostdeutschland ent-
standen – um Zeugnisse einer Außenansicht. Immerhin, der sogenannte
revisionistische Indianerfilm, der in der Gegenwart vorherrschende Typus,
gesteht den Indianern den Anspruch auf ihre eigene Daseinsform schon
dadurch zu, dass diese Einheimischen in verschiedenen, sogar privaten
Szenen und nicht nur in den üblichen Kampf- und Deklarationsposen auf-
treten und ferner sich selbst in ihrer Sprache ausdrücken – wobei nicht alle
Aussagen oder Dialoge ins Englische übersetzt werden, wohl um einen be-
stimmten Redefluss, eine spezifische Phrasierung nicht zu unterbrechen.
Gemeinhin gilt zwar, dass jede *Innensicht* authentischer über die Befind-
lichkeit eines Individuums, einer Gruppe Auskunft erteilen kann als es der
Außensicht möglich ist, deren Blicke vermutlich immer wieder am un-
durchdringlich Fremden abprallen werden. Dennoch bleibt zu bedenken:
Die *Außensicht* kann der Beobachtung von Eigenarten dienen, die sich der
Innensicht verschließen – wie umgekehrt. Nicht immer ist der Selbstdar-

stellung der Rang höherer Selbsterkenntnis zuzuschreiben. Man muss nicht der Lehre Sigmund Freuds anhängen, um zuzugestehen, dass blinde Flecken und Selbsttäuschungen zuhauf eine klare Betrachtung der eigenen Existenz verhindern können. Ich will mit dieser Einschränkung niemandem widersprechen, der erklärt, dass die meisten der Indianerfilme vor-eingenommen und parteilich seien, nämlich den Konflikt zwischen Rot und Weiß absichtlich oder unwillkürlich aus dem Blickwinkel der Eroberer schildern. Dennoch wird seit einiger Zeit (und davor schon in kurzen Phasen der Kinogeschichte) den Indianern im Spielfilm Geltung verschafft – womöglich bestimmt durch Anpassung an das Gebot der politischen Korrektheit oder an Vorstellungen von poetischer Gerechtigkeit. Die Urteilsinstanz der Erzählung richtet über die Gegenwehr der Unterdrückten, Umzingelten, Verfolgten nicht mehr leichtfertig, sondern verteidigt sie, um Einfühlung und Verständnis bemüht, wenngleich sie bisweilen den aus der Geschichte gewonnenen (durchaus verhängnisvollen) Hochmut der Sieger nicht abzuschütteln vermag: So dürfen in einigen Filmen weiße Überläufer im indianischen Dorf wenigstens zum ersten Mann aufsteigen, damit sie sich als die besseren Indianer präsentieren können. Es ist nicht zu leugnen, dass der im Medium Film präsentierte Indianer weitgehend »the white man's Indian« (Robert Berkhofer) ist, doch ist es in neuerer Zeit etlichen, sogar populären Filmen aus verschiedenen Herstellungsländern gelungen, ihren Denk- und Darstellungshorizont merklich zu erweitern: die »andere Seite« sichtbar zu machen und zu Wort kommenzulassen.

Allen, die am Entstehen dieses Bandes beteiligt waren, sei herzlicher Dank dafür ausgesprochen, dass sie in ihren kritischen Studien Themen neu erschlossen haben, die bis in die jüngste Gegenwart vornehmlich oder nur von der nordamerikanischen Forschung – auch im Dienst einer Wiedergutmachung – erörtert worden sind.

Michelle Koch hat die Redaktion des Bandes fürsorglich und präzise wie immer betreut, Peter Latta von der Berliner Kinemathek, findig und hilfreich, etliche Bilder beige-steuert. Beide seien dafür nachdrücklich bedankt.

Thomas Koebner

München, Januar 2011

Kleine Auswahl-Bibliografie

- Siegfried Augustin, *Die Geschichte der Indianer. Von Pocahontas bis Geronimo. 1600–1900*, 2. Aufl., München 1998.
- Siegfried Augustin, *Die Welt der Indianer in Augenzeugenberichten*, 2. Aufl., München 2001.
- Sabine Beneke/Johannes Zeilinger (Hg.), *Karl May: Imaginäre Reisen*, Berlin 2007.
- Robert Berkhofer, *The White Man's Indian: Images of the American Indian from Columbus to the Present*, New York 1978.
- Klaus von Beyme, *Die Faszination des Exotischen*, München 2008.
- Edward Buscombe, »Injuns!« *Native Americans in the Movies*, London 2006.
- Dee Brown, *Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses (Bury my Heart at Wounded Knee, 1970)*, München 2005.
- Colin G. Calloway/Gert Gemünden/Susanne Zantop (Hg.), *Germans and Indians. Fantasies, Encounters, Projections*, Lincoln – London 2002.
- Christian Feest, »Die Entdeckung des edlen Wilden. Maximilian Prinz zu Wied und Carl Bodmer. Reisen an den oberen Missouri«, in: *Nachbar Amerika. Verwandte – Feinde – Freunde in drei Jahrhunderten*, hrsg. von Gudrun Schäfer, Landau 1996, S. 117–146.
- Manfred Henningsen, *Der Mythos Amerika*, Frankfurt/M. 2009.
- Pamela Kort/Max Hollein (Hg.), *I like America. Fiktionen des Wilden Westens*, Schirn Kunsthalle, Frankfurt/M. – München u. a. 2006.
- Leslie A. Fiedler, *Die Rückkehr des verschwundenen Amerikaners. Die Wiedergeburt des Indianers im Bewusstsein des neuen Westens (The Return of the Vanishing American, 1968, dt. 1970)*, Reinbek b. Hamburg 1986.
- Karsten Fitz, »Der edle Wilde«, in: *Mythen Europas. Schlüsselfiguren der Imagination. Das 19. Jahrhundert*, hrsg. von Betsy van Schlun und Michael Neumann, Regensburg 2008, S. 120–139.
- Karsten Fitz, »Screen Indians in the EFL-Classroom: Transnational Perspectives«, in: *American Studies Journal* Nr. 51, 2008.
- Hans-Dieter König, »Von Buffalo Bill zu Ronald Reagan. Zur Geschichte und Massenpsychologie amerikanischer Cowboy-Inszenierungen«, in: *Kultur-Analysen*, hrsg. von Alfred Lorenzer, Frankfurt/M. 1986, S. 289–346.
- Karl-Heinz Kohl, *Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden und die Erfahrung der Zivilisation* (1981), Frankfurt/M. 1986.

- Karl-Heinz Kohl, *Abwehr und Verlangen. Zur Geschichte der Ethnologie*, Frankfurt/M. 1987.
- Bartolomé de Las Casas, *Kurzgefasster Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder (1542)*, hrsg. von Hans-Magnus Enzensberger, Frankfurt/M. (1966) 1981.
- Günter Leypoldt (Hg.), *American Cultural Icons*, Würzburg 2010.
- Hartmut Lutz, »German Indianthusiasm. Socially Constructed German Nationalist Myth«, in: *Germans and Indians. Fantasies, Encounters, Projections*, hrsg. von Colin G. Calloway, Gert Gemünden und Susanne Zantop, Lincoln – London 2002.
- Armando Jose Prats, *Invisible Natives. Myth and Identity in the American Western*, Ithaca – London 2002.
- Gudrun Schäfer (Hg.), *Nachbar Amerika. Verwandte – Feinde – Freunde in drei Jahrhunderten*, Landau 1996.
- David E. Stannard, *American Holocaust. The Conquest of the New World*, New York – Oxford 1992.
- Tsvetan Todorov, *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen* (1982), Frankfurt/M. 1985.
- Phillip Wearne, *Die Indianer Amerikas. Die Geschichte der Unterdrückung und des Widerstands (Return of the Indian. Conquest and Revival in the Americas)*, 1996), Göttingen 2003.
- Susanne Zantop, »Der ›Indianer‹ im Rasse- und Geschlechterdiskurs der deutschen Spätaufklärung«, in: *Das Subjekt und die Anderen*, hrsg. von Herbert Uerlings, Karl Hoelz und Viktoria Schmidt-Linsenhoff, Berlin 2000.

¹ Ernst Beutler, *Essays um Goethe*, Bd. 1, 3. Aufl., Wiesbaden 1946, S. 453.

² Zeilen aus Woody Guthries Songtext *This Land is Your Land* (1940).